

Es gibt die Dinge, die wir nie verstehen werden. Die sich jeder Deutung entziehen und unheimlich sind. So ist es auch bei Robert Windhorst, der Hauptfigur dieses Romans. Er wächst in Hongkong in privilegierten Verhältnissen auf. Unter normalen Umständen wäre sein Leben vorbestimmt gewesen, angefüllt mit Wohlstand und Bildung. Doch es kam ganz anders. Die Zeit seiner Kindheit und Jugend unter einem tyrannischen Vater lässt Robert Windhorst zu einem extremen Einzelgänger werden. Er flüchtet sich immer stärker in Ersatzwelten aus Träumen, Drogen und Sex in den großen Partymetropolen dieser Welt. Reisen nach Ibiza, Istanbul, New York und Marrakesch werden zu seinem Mittel der Flucht. Robert Windhorst besucht schillernde Fashion Shows, Vernissagen und Partys, er sieht Stars an sich vorbeiziehen, doch Kontakt findet er nie. Und so nimmt das Schicksal, das ihn in immer verrücktere Traumwelten zieht, seinen Lauf. Und er rächt sich.



Für Jörg, meinen Bruder

Dirk Westphal

FAST EIN LEBEN

Roman

Impressum:
© 2025 Dirk Westphal
2. Auflage

Covergrafik: KI-Designer Microsoft
Satz & Layout: Angelika Fleckenstein

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5
22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter:
tredition GmbH, Abteilung „Impressumservice“, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist untersagt.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
impressumservice@tredition.com

Hollywoodstars, Supermodels, Sterneköche, Couturiers, Filmpremieren, Vernissagen und wilde Partys. Hier eine neue Kollektion, ein Buch, ein Deal, ein bisschen Haute Couture und Prêt-à-porter, dort zum Champagnerempfang beim Gallery Weekend – stets lockte ein Event. Am Schlossplatz die Kunst, im Flughafen Tempelhof die Mode. Durch die Hangars flirrte Hip-Hop und House, Hostessen in High Heels, Blue, Red, Pink, always sexy. In einem U-Bahnstollen inszenierte Karl Lagerfeld das schwarze Kleine von Chanel, und die Künstler Julian Schnabel und Jonathan Meese lockten mit sich selbst. Und immer in Cinemascopeformat. Auch die Sammler kamen. Sie dekorierten die Prunkkammern der Berliner Republik. Ihr Nullmeridian war Berlin-Mitte, in NoTo, North of Torstraße. Sie alle prosteten einander zu. Zum Beat der Hauptstadtwerdung, und Berlin war Deutschlands Lustmacherfabrik. Die Sirenen von Mitte stießen ihre Lockrufe in die Nacht, und die Mischung war stets hochprozentig. Nicht jeder überlebte das. Manch anderer gerade so.

Gegenwart. Eine Bar in Berlin-Mitte, dem hippsten Bezirk der Hauptstadt. Am Tresen sitzt ein Mann, circa Mitte 40. Es ist eine Bar, in die man geht, um jemanden kennenzulernen. Aber noch ist sie nur spärlich gefüllt, es ist vor 24 Uhr, keine Zeit für Berliner Nachtschwärmer. Auf den Ledercouches entlang der Wände lümmeln sich ein paar Sushi essende und chillende Pärchen. Ein Plasmascreeen zeigt die triumphale Wiederwahl Barack Obamas und seine Rede danach: „The best is yet to come.“ Der Mann an der Bar lacht, dann sinkt sein Kopf nach vorn, er wäre beinahe eingenickt. Voller Zorn brüllt der Mann: „The WORST is yet to come.“ Vor ihm steht ein leeres Whiskyglas. Ein paar Gäste in der Bar nehmen verängstigt Abstand ein. Mit einem leichten Kopfnicken bedeutet der Barkeeper dem bulligen Reinlasser Acht zu geben auf den Mann, der in diesem Moment ein weiteres Whiskyglas leert. Er ist an diesem Abend von Vernissage zu Vernissage gelaufen und hat sich vor wenigen Minuten auf der Toilette der Bar mehrere Lines Koks gelegt. Das Herz des Mannes hämmert in einem harten, brutalen Takt, hochgepuscht von der Droge, er atmet schwer. Eigentlich sollte ihn all das ängstigen. Doch der Mann weilt in Gedanken ganz woanders, tief in der Vergangenheit. *Als Kind wollte ich nur staunen und spielen, stattdessen gab es so vieles zum Fürchten*, denkt er, und ihm ist, als sei dies so seit anfangsloser Zeit. Und Robert, so heißt der Mann, erinnert sich. Daran, wie das Grauen über ihn und in sein Leben kam.

Im Jahr des Drachen

Vergangenheit, 60er Jahre, Hongkong. „La-la-la-Lalala-lala...“, trällerte Robert Windhorst. Der sechsjährige Junge – dunkelblonde Augen, braune Haare und eine für sein Alter normale Figur – stand vor einem großen Panoramafenster im 32. Stockwerk eines mondänen Appartementhochhauses an der Queen Road im Zentrum der britischen Kronkolonie.

Er trug einen hellen Leinenanzug. Seine Mutter hatte ihm gesagt, dass aus solchen Jungs später etwas werden würde.

Anders als aus den armen Chinesen, deren Häuser sich hinter den Wolkenkratzern an die Hügel der Stadt schmiegen. Von denen viele in engen, von Armseligkeit geprägten Gassen schufteten, ohne je in einem der prachtvollen Häuser wie die Windhorsts leben zu dürfen.

„So ein Anzug ist wie ein Versprechen auf eine goldene Zukunft, denn er steht für Bildung und deinen Stand. Du wirst eine bevorzugte Schule besuchen und Karriere machen“, hatte seine Mutter ihm nicht nur einmal gesagt. Robert Windhorst hatte es nicht wirklich verstanden, aber er fand, es klang außerordentlich gut.

Die Wohnung seiner Eltern, die beide nicht zu Hause waren, bot einen überragenden Blick auf das Treiben in der Metropole. Robert war allein mit seinem Au-pair. Weischo, eine überschlank und dezent geschminkte Frau Mitte 20, war mit dem Abwasch beschäftigt.

„Weischooo, haben wir noch Erdnussbutter?“, rief Robert in Richtung der Küche, aus der leises Klimpern von Tellern sowie gedämpfte Musik zu hören war. Aus dem Radio, das auf der Anrichte der riesigen Wohnküche stand, dudelten Bob-Dylan-Songs.

„Einen Moment, Robert. Ich mache dir gleich ein Brot ...“

Wenig später brachte sie ihm zwei Erdnussbutterstullen.

Verträumt betrachtete der Junge die an- und ablegenden Fähren, Passagierschiffe, Dschunken und Lastkähne im Victoria Harbour. Über die Queen Road tief unter ihm bewegte sich eine Prozession Hunderter Chinesen, die eine riesige Drachenfigur aus Pappmaschee mit sich schlepten.

Von den Geräuschen außerhalb des Appartementhauses war nichts zu hören. Die Laute wurden von dem Brummen der Klimaanlage übertönt, die wegen der tropisch-schwülen Luft auf Volllast fuhr. Während Robert an der Panoramafront entlangschritt, glitt seine Hand über das Fensterglas. Die kleinen Finger hinterließen auf der Scheibe feine

Schlieren von der Erdnussbutter. Fasziniert verfolgte er, wie ein Flugzeug in einer verwegenen Linkskurve über die Häuserdächer einschwebte und zur Landung auf dem nahen Kai-Tak-Airport ansetzte. Da hörte er plötzlich das Au-pair etwas rufen. Es klang wie: „Bang-baa-baiiii.“ Weischo hatte irgendetwas in dem kleinen Monitor neben der Gegensprechanlage gesehen, das ihr nicht gefiel. Dennoch drückte sie den Türsummer, der den Eingang 32 Etagen tiefer freigab.

Robert hatte nicht zu dem Bildschirm geguckt. Er verließ sich ganz auf das Au-pair, das ihn und seine Schwester, sie war noch im Internat, betreute.

Zehn Minuten später stand Roberts Vater, Friedrich Windhorst, in der Eingangstür des Appartements. Friedrich, der ein gut aussehender Mann von sportlicher Statur war, vertrat eine große deutsche Bank. Er hatte, das erkannte Robert sofort, Alkohol getrunken, viel Alkohol. Friedrichs Gesicht war stark gerötet, sein Blick war glasig, die Augen starr und empfindungslos nach vorne gerichtet. Auf dem Revers seines hellen Leinen-Sakkos prangte ein lang gezogener Fleck.

Schleppenden Schrittes kam Friedrich heran. Wie hypnotisiert starrte er auf die feinen Schlieren von Erdnussbutter an der Panoramascheibe. Stumm zeichnete er die Spuren mit seinen eigenen Fingern nach, dabei lief er an dem Fenster auf exakt demselben Wege entlang wie sein Sohn wenige Minuten zuvor. Als er am Ende der Erdnussspur angelangt war, die dort nur noch aus der Nähe zu erkennen war, hielt Friedrich inne. In seinem Blick lag eine schier grenzenlose Aggression. Immer wieder bleckte er sich mit der Zunge über seine Lippen.

Ganz langsam lief der Junge nun rückwärts.

„Tut mir leid, Vater. Ich werd' es auch nie wieder tun, ich verspreche es dir.“ Robert sagte nie ‚Papa‘, sondern nur ‚Vater‘.

„Du musst nichts versprechen, nein, das musst du nicht,

Bengelchen“, sagte Friedrich, dann riss er seine Aktentasche hoch und warf sie mit aller Kraft, zu der er in seinem Zustand fähig war, in Roberts Richtung. Aber die Tasche verfehlte ihn. Der Junge hatte sich geistesgegenwärtig rechtzeitig hinter einem Barcelona-Sessel in Deckung gebracht. Die Tasche prallte stattdessen gegen eine Stehlampe, die mit einem lauten Scheppern umfiel. Der Lampenschirm aus teurem Porzellan zerbarst in zahlreiche Bruchstücke. Ungläubig starrte Friedrich auf die Scherben.

„Das hast du zu verschulden, du Nichtsnutz. Duuu ...“, schrie Friedrich. Er rannte auf Roberts Unterschlupf zu und packte den Jungen. Er schlug zu, und um Robert herum wurde es dunkel.

Waschen, waschen, ja Vater, ich bin dreckig und mache alles dreckig, bitte nicht mehr ..., kein Schmerz, bloß das nicht, ich will auch alles tun. Und ich verrate nichts.

„Schong-wang-hoo, bao... Schong-wang-hoo, baooo...!“ Das Kreischen des Au-pairs hatte Friedrich in seiner Raserei gestoppt. Er schien kurz zu überlegen, schaute raubtiergleich zu ihrer Haushaltshilfe, dann zu Robert, der mit verdrehtem Oberkörper auf dem Boden lag und sich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Boden wälzte. „Du hast es so gewollt, du ... musstest mich ja herausfordern“, brüllte Friedrich, der nun breitbeinig über Robert stand. Minutenlang verharrte er in dieser Position, schnaufend wie ein Büffel. Seine schwarzen Haare, die sonst immer akkurat nach hinten gegelt waren, hingen nun wie ein überlanger Pony vor seinen Augen. Speichel tropfte aus seinem Mund auf Robert herab, der sich bemühte, möglichst still dazuliegen. Es half. Friedrich hatte das Interesse verloren. Er strich sich die Haare nach hinten und richtete sich dabei auf. Sein Blick streifte kurz das Au-pair, das daraufhin verängstigt wegschaute. Friedrich zeigte auf die junge Frau: „Du ... du!“ Dann ging er zum Schlafzimmer. Mit einem Krachen fiel die Tür hinter ihm zu.

Friedrich hielt inne. Da war doch noch was, ein kleiner Vorrat, den er jetzt dringend brauchte. Zielstrebig ging Friedrich auf den Schlafzimmerschrank zu. Hektisch zog er ein Podest heran, das er brauchte, um an die oberen Fächer heranzukommen. Er stieg hinauf, schob einen Stapel seiner khakifarbenen Hemden beiseite, dann hatte er gefunden, wonach er suchte. Eine Flasche mit 15-jährigem Jack Daniel's. Zitternd setzte er sie an und trank sie fast halb leer. Dann versank er in grüblerischen dunklen Gedanken.

Wenn das Bübchen mir noch mal dumm kommt, kann es was erleben. Der Balg, seine dumme Schwester und diese Pute von Frau, die ich im umnebelten Zustand geheiratet habe, nehmen mir meine Freiheit. Das lasse ich nicht zu. Ihr werdet eine Überraschung erleben, wenn ihr mir meine Freiheit nehmen wollt, dann ...

Als Roberts Mutter Renée nach Hause kam, fiel ihr das Au-pair weinend in die Arme. Stockend schilderte sie, was vorgefallen war. Renée wirkte fahrig, an ihrem Hals und auf ihrem Dekolleté, sie trug stets elegante Kleider, die ihre sportliche Figur betonten, hatten sich rote Flecken gebildet. Fassungslos betrachtete sie die Prellungen und Schürfwunden ihres Sohnes. An ihren Schläfen traten nun die Venen hervor. Nach Minuten des Schweigens verlor sie die Beherrschung, sie lief zum Schlafzimmer, rüttelte an der Tür wie eine Furie und schrie, so laut sie konnte. „Was hast du getan, was hast du nur getan? Ich bringe dich um, wenn du meinem Sohn noch einmal wehtust.“ Dann verfiel sie in ein haltloses Schluchzen.

Robert betrubte es, seine „Supah-Mama“ weinen zu sehen. Sie war für ihn die schönste Frau der Welt. Französinen, das hatte er gehört, galten ohnehin als schön, und wenn dem so war, dann war seine Mutter auch die schönste Französin. Er wusste, wie er sie aus seinen trübseligen Gedanken locken konnte. „Mama, darf ich dich noch schöner machen?“

„Ach du“, Renée lächelte und wischte die Tränen weg, Robert nutzte es.

„Ich zupfe dir deine Augenbrauen, okay? So bekommst du die sooo schön geschwungen wie bei dieser Gina Lola ..., äh, oder die Französin, die fast so schön ist wie du, Brigitte, äh ...“ Robert guckte verdrießlich, er konnte sich einfach keine Nachnamen merken.

Der Lärm und die Streitigkeiten bei den Windhorsts blieben anderen nicht verborgen. Paul Kowalsky, „Retired Officer“ eines britischen Highlander-Batallions der Royal Army, der mit seiner Geliebten das Appartement neben Friedrichs Familie bewohnte, hatte sich gerade einen Kaffee zubereitet, als er merkwürdige Geräusche aus der Klimaanlage hörte. Sie war alt und übertrug alle möglichen Laute aus dem Haus, fast wie ein Verstärker. Kowalsky hatte sich deshalb schon mehrfach bei der Hausverwaltung beschwert, aber sie hatte nichts unternommen. Die Geräusche erinnerten den Ex-Soldaten an das entfernte Klatschen eines schweren Gegenstandes, und er meinte, auch Schreie gehört zu haben, eine hohe Stimme, die eines Kindes. Nach etwa einer Viertelstunde war der Lärm verklungen. Es war nicht das erste Mal, dass er Ähnliches aus der Nachbarwohnung gehört hatte.

Kowalsky, dessen Vater aus Polen stammte und in der polnischen Exilarmee gegen Hitler gekämpft hatte, ging mit seiner Kaffeetasse ins Schlafzimmer. Er sah sich selbst als neugierigen Menschen und nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu gehen, später. Jetzt musste er sich erst mal um seine Freundin Bai-Li kümmern. Sie lag auf dem Bett und lächelte ihn verführerisch an. Es würde schön sein, das wusste er.

Mit einer leichten Migräne erwachte Kowalsky am nächsten Tag, es war schon früher Vormittag. Er bereitete sich ein Frühstück zu, Bai-Li schlief noch, dann zog er sich an. Kowalsky tat immer noch so, als trüge er eine Uniform, stets mit Binder, frisch gebügelm Hemd und Jackett, ein Soldat im Ruhestand. Noch ein prüfender Blick in den Spiegel, er wollte nicht unordentlich vor seiner Nachbarin stehen, dann

verließ er seine Wohnung und klingelte nebenan. Es dauerte Minuten, bis jemand öffnete. Renée stand mit verweinten Augen vor ihm. Im Hintergrund erblickte Kowalsky das Au-pair, das verängstigt zur Tür geschaut hatte. Sie schien erleichtert, ihn zu sehen, das sah er mit einem Blick. In seiner Armeezeit war er als Aufklärer tätig gewesen, er wusste Situationen einzuschätzen.

„Was ist passiert?“ Mehr als dieser Frage bedurfte es nicht. Renée warf ihre Arme um seine Schultern und weinte sich aus. Sie erzählte ihm alles und sparte nicht mit Details. Er wünschte, sie hätte es. Kowalsky schlug ihr vor, Friedrich mit ein paar pensionierten Armee-Freunden „anständige“ Umgangsformen beizubringen. Aber Renée lehnte ab, sie hatte Angst.

„Paul, ich weiß nicht, wozu er imstande ist, wenn wir danach wieder mit ihm allein sind. Es ist lieb, dass du an uns denkst, aber das würde in die Katastrophe führen. Das spüre ich ...“

„Dann rede wenigstens mit seinen Vorgesetzten oder verständige die Polizei, zeige ihn an. So geht es jedenfalls nicht weiter.“

„Ja, sicher ... Danke noch mal, Paul. Ich muss mich hinlegen, entschuldige, ich komme kaum zum Schlafen, weißt du ...“

Als Renée auf dem Bett lag, weinte sie bitterlich. Sie hatte mit der Couch im Wohnzimmer Vorliebgenommen, um Friedrich nicht zu sehen. In ihrem Kopf drehte sich alles. *Eigentlich müsste ich heute ausziehen, nur wohin soll ich flüchten und womit? Meine Eltern würden mich für eine Versagerin halten: „Seht her, sie hat es nicht geschafft, sie konnte ihre Ehe nicht bewahren.“ Und wie konnte ich überhaupt diesen Trinker heiraten?*

Während sie darüber nachdachte und doch zu keinem Entschluss fand, dachte Robert in seinem Bett darüber nach, warum Renée Mister Kowalsky in letzter Zeit oft mit dem Vornamen anredete, auch hatte er bemerkt, dass ihre Blicke

füreinander inniger geworden waren, Blicke wie sie sich doch nur Erwachsene zuwarfen.

Renée wusste nichts von Roberts Gedanken, sie mochte Paul Kowalsky, aber mehr als Freunde würden sie nicht werden, es war einfach nicht der rechte Zeitpunkt dafür, und schließlich hatte er eine Freundin. *Konzentrier dich!*

Sie hatte einen Vorsatz gefasst: Sie würde mit Friedrichs Chefs reden. Sie zermarterte sich den Kopf. *Wie kann ich die Kinder nur vor weiterem Schaden bewahren?* Aus dem Liegen heraus verfolgte sie, wie die Sonne hinter dem Gebäude der Bank of China unterging, dann schlief sie ein.

Kowalsky ging zu seiner Wohnung zurück. Das Gespräch hatte einen mulmigen Eindruck bei ihm hinterlassen. Die Situation bei den Windhorsts schien sich zuzuspitzen, davon war er überzeugt. Er nahm sich vor, ein Auge auf die Vorgänge in der Wohnung nebenan zu haben, er mochte Renée und ihre Kinder. Er hatte zu Weihnachten ein paarmal für sie den Weihnachtsmann gemimt. Auf das Klingeln einer kleinen Glocke hin, die Renée von ihrem Vater geerbt hatte und mit der auch dieser zur Bescherung gebeten hatte, war Kowalsky mit Geschenken unter den Armen vor Renées Kinder getreten. Er hatte gespürt, dass etwas nicht stimmte in dieser Familie, vor allem mit dem Vater, der eigentümlich *fern* wirkte.

Eine Sendung im Radio unterbrach Kowalsky in seinen Gedanken. Ein aufgeregte klingender Nachrichtensprecher meldete, dass England Geheimgespräche mit China über die Rückführung der britischen Kronkolonie an das kommunistische Land führen wolle. Zwar dementierte London, aber Kowalsky traute dem nicht. Der Ex-Soldat schüttelte den Kopf *und das zu meinen Lebzeiten!*, dann nahm er sich einen O-Saft aus dem Kühlschrank und ging zu Bai-Li. Dieses süße Muttermal unterhalb ihrer linken Schulter musste nur mit ein paar Küssen eingedeckt werden und schon würde sie sich maunzend umdrehen und...

„Na, meine Kleine ...“ Er küsste sie leidenschaftlich, sie drehte sich zu ihm.

„Wo warst du denn?“ Bai-Li lächelte ihn an.

„Ich habe nur, ähm, bei unserer Nachbarin ... gefragt, ob etwas nicht stimmt. Ich meinte, ihren Jungen schreien gehört zu haben. Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Schlaf noch ein bisschen, meine Süße, oder wollen wir ...?“ Er streichelte ihre Wange.

In *Gegenwart* von Bai Li sprach Paul Kowalsky nur von „der Nachbarin“, wenn es um Renée ging. Für ihn war klar, dass er noch öfter vorbeischauen musste, bis Renée schließlich einwilligte, etwas zu unternehmen. Sie sprach mit dem Abteilungschef der Bank für das Südostasiengeschäft. Der Manager war oft bei ihnen zu Hause zum Essen gewesen, und der Mann mochte sie. Er hatte ihr sogar einmal bei einem Essen angedeutet, dass er bereitstünde zu helfen, falls Friedrich gänzlich den Halt im Leben verlöre, aber noch hielt Renée zu ihrem Mann. Deshalb ging sie auch nicht auf die Avancen des Bankers ein, sie sparte jedoch nicht mit Details aus ihrem Eheleben. Eigentlich hätte es dessen kaum bedurft, denn Friedrich fiel nun immer öfter aus, was genug über seinen Zustand erzählte.

Irgendein bedeutendes Geschäft musste in Friedrichs Abwesenheit fehlgeschlagen sein, erzählte Renée Jahre später. Jedenfalls wurde Friedrich und mit ihm seine Familie wenige Wochen nach dem Vorfall nach London versetzt, in eine untergeordnete Dienststelle.

Sie wohnten nun in einem Townhouse in Hampstead, eine gutbürgerliche Gegend, von der Robert später nicht mehr viel wusste, als dass dort viele putzig anmutende Häuser standen, und dass sie an einer Straße wohnten, die von einem halben Dutzend roter Telefonzellen gesäumt wurde. Irgendwie meinte er auch, sich an den Weg zur U-Bahn zu erinnern, mit der er ein paarmal zusammen mit Renée in die City gefahren war, aber darin war er sich nicht mehr so sicher. Woran er sich aber genau erinnerte, war, dass Friedrich

auch dort seinen Vorlieben und Süchten nachgab. Er besuchte regelmäßig Clubs und Pubs in Londons Amüsierviertel Soho oder in Camden und blieb am Morgen darauf seinem Job weiterhin oft fern, oder er kam zu spät zu seinem Arbeitsplatz, meist in einem desolaten Zustand. Ein halbes Jahr später war es deshalb auch aus mit dem Job in London. Sie zogen um nach Hamburg. Roberts Vater war erneut degradiert worden.

99er-Oktan

1969, im Wohnhaus von Roberts Eltern in Hamburg-Eppendorf. Tief in der Nacht.

Robert saß im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Etwas Großes stand bevor, das ahnte er. Zunächst zeigte das Fernsehbild nur Schlieren und Grieskornmuster. Dann gewann das Bild an Schärfe. Graugesichtige Männer deuteten auf ebenso graue Monitore, sie sprachen über den „Planetenraum“ – und meinten das Weltall. Es war die umständliche Sprache der deutschen Raketeningenieure, die einst in Peenemünde für Hitler arbeiteten und nun in Alabama und Texas Triebwerke und aerodynamische Studien konzipierten und damit Amerikas Hoffnungen in Technik packten, um die Ersten zu sein beim Überschreiten der „new frontiers“ im All. Und die grauen Männer lauschten in die Lautsprecherknöpfe hinein, die sie im Ohr trugen, und kommentierten Bilder auf flimmernden Monitoren und verstummten plötzlich. Ein Mann in einem weißen drallen Anzug war nun im Fernsehen zu sehen. Er hüpfte von einer Leiter auf eine grau gepuderte Kraterlandschaft hinunter. Ein Sprung wie in Zeitlupe, befreit von aller Erdschwere.

„It’s one small step for men, but a giant leap for mankind.“ Der Mann war Neil Armstrong, der erste Mensch auf dem Mond.

Verwundert verfolgte Robert, wie die Astronauten eine Fahne ausklappten, die zu flattern schien, obwohl die grau-

gesichtigen Ansager doch gesagt hatten, auf dem Mond gebe es keinen Wind. Überhaupt stimmte einiges ganz und gar nicht. Warum hüpften die Ballonmänner, und selbst ihr kleiner Jeep, der über eine drollige Antenne verfügte, hob bei jedem Buckel, den er überquerte, ab. Fast so, als wolle er allein zurück zur Erde sausen. Befreit von aller Schwerkraft. Sollte er seinen Vater fragen? Robert entschied sich dagegen. Schließlich kannte er seinen Vater, und heute war überhaupt nicht der Tag, ihn zu stören. Das erkannte Robert ganz klar.

Und auch das: Was immer er auch täte, es wäre aus Friedrichs Sicht immer eine *Störung*.

Robert blickte während der Liveübertragung vom Mond immer wieder zur Seite. Friedrich saß nur wenige Meter entfernt in einem Fernsehsessel, den man in die verschiedensten Positionen bringen konnte. Friedrichs Beine ruhten auf einem ausklappbaren Polster, die Kopfstütze war stark zurückgelehnt, sein Gesicht war von Robert fort gewandt. Auf dem Tisch vor Friedrich stand fast ein Dutzend leerer Bierflaschen, neben seinen Füßen lagen zwei Flachmänner mit Wodka sowie eine Weinflasche – es war sein Treibstoff in jedem Sinne, höchste Klopffzahl, sein 99er-Oktan.

„Die Jungs können’s“, lallte Friedrich. Er hatte in dieser Nacht sehr viel getrunken und Probleme, überhaupt noch das Fernsehbild zu erkennen. Ein Mediziner hätte gesagt, der Visor des Mannes sei eingeschränkt, aber es gab viel mehr bei Friedrich Windhorst, das eingeschränkt war. Er schlurfte jetzt zu dem Fernseher, schaltete das Gerät aus und legte eine Schallplatte mit düsteren russischen Gesängen auf. Ängstlich schaute Robert zu Friedrich. Die russischen Choräle, die nun durch das Wohnzimmer schallten, verdüsterten für gewöhnlich Friedrichs Stimmung um weitere gefährliche Quäntelchen des Zorns, das wusste Robert. „Unser Vater ist ein Idiot“, hörte Robert seine fünf Jahre ältere Schwester Pheline flüstern. Feli, wie ihr Kosename lautete, saß neben ihm. Robert zupfte leicht am Ärmel ihres Pyjamas, um ihr zu bedeuten, dass es nun besser war, ein strategisches

Absetzmanöver anzutreten. Aber er hatte die Rechnung ohne seinen Vater gemacht. Mit einem schnellen Griff, den sie Friedrich nicht zugetraut hatten, griff der zu einem Lat-schen und schmiss ihn mit voller Wucht in ihre Richtung.

Weder fluchte er dabei, noch sagte er etwas. Robert rannte mit Pheline aus dem Zimmer.

Als die beiden Kinder unter Roberts Bett lagen – es war ein schweres Bett, unter das sie sich stets flüchteten, wenn Friedrich tobte – betrachtete Robert seine Schwester eingehend. Kleine Tropfen Schweiß hatten sich auf ihrer Stirn gebildet. Langsam kullerten sie an ihren Schläfen herab.

„Ist ja gut, ich bin ja bei dir, Feli“, sagte Robert, während er mit einer Hand den Rücken seiner Schwester umklammerte und sie mit der anderen streichelte. Er fand, dass sie sich beunruhigend heiß anfühlte, wie jemand, der fieberte.

„Meinst du wirklich, alles wird gut?“

Feli zitterte nun, was Robert noch wütender auf seinen Vater machte. Denn das Mädchen war ein Geschenk. Sie hatte eine hohe Stirn und sah aus Roberts Sicht verdammt clever aus. Irgendwie hätte sie gut in ein Märchen gepasst, die kindliche Kaiserin, die über ein Märchenland herrschte. Mit Elfen und Zaubern und natürlich auch mit ihm, an ihrer Seite, neben dem Thron. Seine Aufgabe wäre es gewesen, einen zu ihr passenden Jüngling auszuwählen. Aber natürlich wäre diese Suche nie abgeschlossen worden. Denn niemand verdiente seine Schwester, so schön und klug sie war. An ihre Stirn, dachte Robert, während er Feli leicht im Nacken kraulte, hätte gut ein Diadem gepasst. Die Kindkaiserin und das Diadem, Robert dachte, dies wäre ein Supertitel für ein Kinderbuch. Vielleicht sollte er doch kein Maler oder Forschungsreisender werden, sondern Buchautor, später, wenn die Situation besser wäre, als sie war. Renée hatte einmal gesagt, das Leben sei ein Raum der Möglichkeiten. So richtig hatte Robert den Sinn ihrer Worte nicht verstanden, aber aus der Betonung schlussfolgern können, dass sie Großes bedeuteten und richtig und wichtig waren, und dass er es ver-

stehen würde, später, wenn es an der Zeit war, und die Zeit würde kommen, darin war er sich sicher. Dann wurde Robert aus seinen Gedanken gerissen.

„Wir müssen uns etwas überlegen“, sagte seine Schwester, die sich nun wieder gefangen hatte, „so geht es nicht weiter.“ Robert sah es genauso. Die Geschwister schlossen einen Pakt. „Niemals werden wir uns im Stich lassen, egal, was Vater auch tut“, sagte Pheline, Robert nickte. Das war der Tag, an dem er wusste: Es würde nie Sicherheit für sie geben, solange sich nichts bei ihnen zu Hause änderte. Oder solange sie nicht groß genug wären, um etwas zu unternehmen. Etwas, das sie wieder friedlich schlafen lassen würde. Aber zunächst blieb dies eine Hoffnung. Denn das Grauen fing erst an.

Als immer neue Astronauten über den Mond hüpfen und amerikanische Bomber vietnamesische Wälder mit Entlaubungsmittel eindeckten, quälten Robert oft Albträume. In einem von ihnen stürzte er stets von einem Hochhaus, raste dem Boden entgegen, schlug auf und erlitt stets furchtbare Schmerzen, bevor es schwarz um ihn wurde. Sein anderer Traum war das genaue Gegenteil. Mit der Kraft seiner Gedanken konnte Robert die Schwerkraft neutralisieren und riesige Sprünge vollführen, sogar in der Luft schweben. Dann schauten alle zu ihm hoch, in seinem Traum.

Die Bestie lief in ihrem Gefängnis umher seit einer Ewigkeit. Doch etwas hatte sich geändert. Ihre Herren hatten ihr etwas versprochen: Nahrung. Sie würde einen Seelentopf vorgesetzt bekommen und sie würde sich eine Seele daraus aussuchen dürfen. So lautete das Versprechen. Und ihre Leizen tropften.

Schreckensträume

Robert schnellte aus dem Schlaf nach oben, er fieberte, hatte die Masern, doch deshalb war er nicht aufgewacht. Aus Richtung der Küche hatte er ein lautes Krachen gehört,

gefolgt von einem Quietschen und Knarren, als ob jemand mit aller Gewalt Möbel verrücken würde. Robert wollte keine Details wissen, er tauchte unter seine Decke ab und zitterte am ganzen Körper. Im Nachbarzimmer sagte Feli irgendeine Art von Gebet auf.

„Bitte, bitte Vater, tu ...“ Den Rest verstand Robert nicht. Am nächsten Morgen drangen aus dem WC-Raum würgende, wimmernde Laute. Schließlich öffnete sich die Tür. Friedrich trat heraus, sein Gesicht war kreidebleich und von Schmerzen verzerrt. Feli stand in der Diele und schaute ihren Vater wortlos an, der sich mit kreisenden Bewegungen und Stöhnen den Bauch rieb. Er lehnte an der Dielenwand, als müsse er Kraft für ein entscheidendes Unternehmen gewinnen, dann gab er sich einen Ruck und setzte sich kommentarlos zu seiner Familie an den Frühstückstisch.

Mit ihnen am Tisch saß Amelia, Friedrichs Mutter, die sie im Abstand von 14 Tagen besuchen kam. Ob Friedrich dies gut fand, war nicht zu erkennen. Stumm saß er am Tisch. Sein Gesicht kündete von finsternen Gedanken.

Amelia hatte Kartoffelpuffer und Arme Ritter, in Eigelb und Milch eingeweichte Brötchen zubereitet, die gebraten wurden und die man, je nach Geschmacksrichtung, mit Süßem bestreichen konnte.

„Das hab ich oft gegessen, Kinder, als ich mit eurem Papi in Hamburg im Luftschutzkeller saß“, sagte sie und zwinkerte Renée zu.

„Oh Gott, lass das, bitte, in Hongkong haben wir ...“, sagte Renée, vollendete den Satz jedoch nicht, weil Friedrich bei der Erwähnung Hongkongs kurz aufgezuckt war und im Anschluss eine noch düstere Mimik gezeigt hatte.

Robert wollte den Vater aus seiner dunklen Gedankenwelt reißen. Der Junge entschied sich für eine Frage, die ihn schon länger beschäftigt hatte. „Haben Autos einen Raketenantrieb? Da kommen doch hinten keine Flammen raus ...“

Friedrich sagte nichts, sondern blickte nur starr geradeaus. Robert schob eine weitere Frage hinterher.

„Wie bin ich auf die Welt gekommen, Vater?“

„Ich hab dich in einem Laden gekauft. Ich dachte: der, ein neues Auto oder das Stück Käse, das ich in einer Auslage hatte liegen sehen? ... Hab mich halt für dich entschieden.“ Friedrich grinste, als habe er einen besonders guten Witz gerissen. Dann stand er auf, ging in den Flur, zog eine Flasche aus seiner Jacke, die am Garderobenständer hing, nahm einen großen Schluck daraus und ging dann ins Wohnzimmer, wo er sich mit ächzenden Geräusch in den Fernsehsessel fallen ließ. Er blieb den Rest des Tages dort sitzen, unterbrochen nur durch seine Gänge zur Toilette.

„Ihr Lieben, ich lass euch dann mal allein, will noch ins KaDeWe, was einkaufen“, sagte Amelia und gab Friedrich einen Kuss auf die Stirn. Den anderen am Frühstückstisch winkte sie kurz zu, ohne sie jedoch wirklich angesehen zu haben, dann war sie fort.

Wenn man schon mal in Berlin war, musste man auch ins KaDeWe, zumal, wenn man schönes Essen und erlesene Düfte mochte, so wie Amelia. Friedrichs Mutter hastete in das Kaufhaus, besuchte kurz den Stand von Chanel und fuhr dann in die Gourmetabteilung. Am liebsten mochte sie die Fischabteilung. Sie wusste nicht weshalb, aber dies war schon so gewesen, als sie das erste Mal das berühmte Kaufhaus besuchte. Vor den Bassins mit den Hummern blieb sie stehen. Amelia sah einem Fischverkäufer zu, der neue Lobster in das Bassin setzte. Aber so richtig war sie nicht bei der

Sache, sie ärgerte sich über Renée. *Sie schadet meinem Friedrich. Sicher, mitunter ist er zu streng. Aber sie hat ihn halt oft provoziert ...*

Amelia rief sich zur Besonnenheit. Sie starrte auf einen Hummer, dessen Tentakel erst an der Scheibe des Bassins entlangglitten und nach einer spontanen Wendung in dem Behältnis einen Artgenossen abtasteten. *Wenn du seiner Karriere schadest, dann...*

Für Friedrich Windhorst schien die Abwesenheit seiner Mutter ein imaginäres Signal zu sein, aus seiner Passivität